

Margreth Lünenborg
Tanja Maier

Gender Media Studies

Eine Einführung



UVK

UTB



Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Wien · Köln · Weimar

Verlag Barbara Budrich · Opladen · Toronto

facultas.wuv · Wien

Wilhelm Fink · München

A. Francke Verlag · Tübingen und Basel

Haupt Verlag · Bern · Stuttgart · Wien

Julius Klinkhardt Verlagsbuchhandlung · Bad Heilbrunn

Mohr Siebeck · Tübingen

Nomos Verlagsgesellschaft · Baden-Baden

Ernst Reinhardt Verlag · München · Basel

Ferdinand Schöningh · Paderborn · München · Wien · Zürich

Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart

UVK Verlagsgesellschaft · Konstanz, mit UVK/Lucius · München

Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen · Bristol

vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Margreth Lünenborg
Tanja Maier

Gender Media Studies

Eine Einführung

UVK Verlagsgesellschaft mbH · Konstanz
mit UVK/Lucius · München

Margreth Lünenborg ist Professorin für Kommunikationswissenschaft an der FU Berlin und dort wissenschaftliche Leiterin der Zentraleinrichtung zur Förderung der Frauen- und Geschlechterforschung.

Tanja Maier ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der FU Berlin mit den Schwerpunkten Visuelle Kommunikation und Gender Media Studies.

Online-Angebote oder elektronische Ausgaben sind erhältlich unter www.utb-shop.de.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz und München 2013

Einbandgestaltung und -illustration: Atelier Reichert, Stuttgart
Lektorat und Satz: Klose Textmanagement, Berlin
Druck: fgb · freiburger graphische betriebe, Freiburg

UVK Verlagsgesellschaft mbH
Schützenstr. 24 · 78462 Konstanz · Deutschland
Tel.: 07531-9053-0 · Fax: 07531-9053-98
www.uvk.de

UTB-Nr. 3872

ISBN 978-3-8252-3872-8

Inhalt

Einführung in ein transdisziplinäres Forschungsfeld	7
---	---

Teil I: THEORIEN UND KONZEPTE

1	Gender – Media – Studies	13
1.1	Einführung in die Geschlechterforschung.	14
1.2	Entstehung und Geschichte der Gender Media Studies	26
2	Geschlechter – Medien – Kulturen	33
2.1	Cultural Studies: Arbeitsweisen und -felder	33
2.2	Cultural Gender Studies: Identitäten, Körper und Repräsentationen	40
2.3	Feministische Filmtheorie	51
2.4	Gendered Technologies: Geschlechteridentitäten im Netz	53
3	Privatheit – Öffentlichkeit – Gesellschaft	59
3.1	Konzepte von Privatheit und Öffentlichkeit	59
3.2	Gegenöffentlichkeit – feministische Öffentlichkeit	65
3.3	Cultural Citizenship	67

Teil II: GESCHLECHT IN DER MEDIENKOMMUNIKATION

4	Medienproduktion: Journalismus und PR	75
4.1	Geschlechtertheorien in der Kommunikatorforschung	75
4.2	Berufsfeldforschung: Journalismus und PR	79
4.3	Boulevardisierung im Journalismus	88

Inhalt

5	Medientexte: Inhalte, Repräsentationen und Diskurse	97
5.1	Geschlechtertheorien in der Medientextanalyse	97
5.2	Inhaltsanalysen: Darstellungen und Stereotype	98
5.3	Diskursanalysen: Bedeutungen, Repräsentationen und Genres	107
6	Medienhandeln: Nutzung, Rezeption und Aneignung	123
6.1	Geschlechtertheorien in der Publikumsforschung	123
6.2	Mediennutzung: Zeitbudgets und Medienmenüs	126
6.3	Medienrezeption und -aneignung: Kontexte, Lesarten und Identitäten	131
Teil III: DOING GENDER MEDIA STUDIES – FALLBEISPIELE		
7	»Machtschattengewächse«: Textanalyse der Politikberichterstattung	149
8	»Es dreht sich alles um Sex«: Fernsehanalyse von »Queer as Folk«	163
9	»Du bist ja doch irgendwie Ausländer«: Analyse des Medienhandelns von MigrantInnen	179
	Literatur	193
	Verzeichnis von Quellen und Fernsehformaten (Teil III)	220
	Verzeichnis der Tabellen und Abbildungen	221
	Index	222

Einführung in ein transdisziplinäres Forschungsfeld

Medien, Kommunikation und Geschlecht sind unauflöslich miteinander verbunden. Unsere Bilder, unsere Imaginationen von Geschlechtern greifen auf mediale Erzählungen, auf Bilder und Texte zurück. Auch Vorstellungen vom Körper und von körpergebundenen Identitäten sind eng mit öffentlich zirkulierenden Bildern und Narrationen verbunden. Die Journalistin, der Werbetexter oder die Drehbuchautorin handeln in ihren Professionen *auch* als geschlechtsgebundene AkteurInnen. Ob beim Public Viewing auf dem Marktplatz oder in der Familie auf dem heimischen Sofa – soziale Kontexte der Mediennutzung sind stets *auch* durch Geschlechterverhältnisse strukturiert und geprägt.

Lässt sich Geschlecht als symbolische Ordnung der Gesellschaft begreifen, die durch kulturelle Codierung hergestellt wird, so wird eben diese Codierung fortlaufend medial (re)produziert. Ein Spaziergang durch den städtischen Raum mit seiner Plakatwerbung, die Zeitungslektüre am Frühstückstisch, die Aktualisierung des eigenen Profils im sozialen Netzwerk oder das Zappen durch das abendliche Fernsehangebot – all das macht unmissverständlich deutlich, dass Medienangebote und die sozialen Praktiken im Umgang mit ihnen stets Verhandlungen von Geschlecht mit sich bringen.

Studierende, die sich wissenschaftlich mit Medien und Kommunikation befassen, finden in dem vorliegenden Lehrbuch grundlegendes Wissen zur Relevanz und Bedeutung von Geschlecht in Prozessen medialer und öffentlicher Kommunikation. Um dieses Forschungsfeld zu beschreiben, verwenden wir den Begriff Gender Media Studies.

Nun ist im deutschsprachigen Raum nicht nur die primär sozialwissenschaftlich orientierte Kommunikationswissenschaft mit dem Zusammenhang von Geschlecht und Medien beschäftigt. Auch die geistes- und kulturwissenschaftlich verortete Medienwissenschaft widmet sich den Prozessen der wechselseitigen Konstituierung von Gender und Medien.

Entsprechend werden im vorliegenden Buch inter- und transdisziplinäre Ansätze in mehrfacher Hinsicht relevant. Bereits die Kommunikationswissenschaft, primär als sozialwissenschaftliche Disziplin verortet, begreift sich selbst als interdisziplinäres Projekt, das methodenpluralistisch theoretisches, analytisches und empirisches Wissen zur Entwicklung und Bedeutung öffentlicher Kommunikation bereitstellt. Dieses Wissen um die Relevanz öffentlicher Kommunikation zielt auf die Analyse und das Verstehen einer *gesellschaftlichen Ordnung* ab, die mit und durch Medi-

en hergestellt wird. In geschlechtertheoretischer Perspektive lässt sich damit nach der sozialen Struktur von Geschlechterverhältnissen bei der Konstituierung von Öffentlichkeit fragen.

Doch damit allein wäre der Bedeutung von Geschlecht nicht hinlänglich Rechnung getragen. Insbesondere in den kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen seit den 1990er-Jahren wird Geschlecht als *symbolische Ordnung* verstanden. Dieser Analyseperspektive Rechnung tragend, greifen wir gezielt auf ausgewählte Auseinandersetzungen und Theoriarbeiten der Film- und Medienwissenschaft zurück. Dies ist nicht auf Vollständigkeit hin angelegt, macht aber den integrativen Anspruch auf die Verbindung sozial- und kulturwissenschaftlicher Herangehensweisen sichtbar. Damit bewegen wir uns notwendigerweise auch ›im Dazwischen‹: zwischen Geschlechterforschung und Kommunikationswissenschaft, zwischen Sozialwissenschaft und Kulturwissenschaft, zwischen Kommunikationswissenschaft und Medienwissenschaft. Eine so verstandene transdisziplinäre Perspektive ist im Verständnis von Sabine Hark (1998: 11) deshalb notwendig, weil sich moderne Gesellschaften und der Zusammenhang von Medien und Geschlecht nicht einfach disziplinär verorten und verstehen lassen.

Der ›deutsche Sonderweg‹ einer disziplinären Trennung zwischen Kommunikations- und Medienwissenschaft (die im englischsprachigen Raum gänzlich unverstanden bleibt) soll deshalb bewusst ignoriert und es sollen gezielt jene theoretischen Beiträge und analytischen Fragestellungen aus dem Bereich der Medienwissenschaft reflektiert werden, die uns für ein angemessenes Verständnis der Bedeutung von Geschlecht im Prozess der Medienkommunikation erforderlich erscheinen.

In dieser transdisziplinären Perspektive begreifen wir das Feld der Gender Media Studies. Die englische Bezeichnung erlaubt es, die disziplinäre Trennung zwischen Kommunikations- und Medienwissenschaft zu überwinden. Gender Media Studies umfassen für uns jene wissenschaftlichen Arbeitsfelder, mit denen sich eine transdisziplinär ausgerichtete Geschlechterforschung zu Medien, Kommunikation und Öffentlichkeit befasst.

Dem einführenden Charakter dieses Buches ist es geschuldet, dass gleichwohl eine inhaltliche Auswahl getroffen werden muss. So gehen wir nicht detaillierter auf Arbeiten der Medienpädagogik ein. Auch historische Perspektiven beziehen sich nur auf einzelne Aspekte. Gänzlich fehlen geschlechtertheoretische oder -analytische Arbeiten in den Feldern der Medienökonomie, Medienpolitik und Medienregulation. Dies allerdings liegt nicht in unserer Auswahl begründet, sondern hier zeigen sich systematische Leerstellen der Gender Media Studies. Systematische Beiträge, die auf Prozesse der Globalisierung von Medienkommunikation eingehen – und damit verbunden auf den transkulturellen Transfer von Geschlechterbildern und -identitäten – liegen bislang in der deutschsprachigen Kommunikationswis-

senschaft kaum vor. So mag der Band auch Anregungen zur Weiterentwicklung der Gender Media Studies geben.

Ziele des Buches

Die Zahl der Publikationen im Feld der Gender Media Studies wächst von Jahr zu Jahr. Ziel des vorliegenden Bandes ist es, Studierenden den Zugang zu diesem Forschungsfeld zu eröffnen. Es werden theoretische und analytische Kenntnisse vermittelt, um die Lesenden zu befähigen, relevante Problemstellungen und aktuelle Phänomene eigenständig zu bearbeiten. Quer durch die Teilgebiete der Kommunikationswissenschaft werden Problemstellungen aufgeworfen und bearbeitet, die nur durch eine Analyse der Vergeschlechtlichung von Kommunikationsprozessen zu verstehen sind. Weiterhin sollen die Studierenden praktische Genderkompetenzen erwerben, um ihr Gespür für geschlechterrelevante Fragen in allen Bereichen der öffentlichen und medialen Kommunikation zu schärfen. Der Band macht mit den wichtigsten Begriffen, Theorien und Gegenstandsbereichen des Feldes vertraut und diskutiert die Probleme und Chancen vorliegender Studien unter erkenntnistheoretischen wie methodischen Gesichtspunkten der Geschlechterforschung. Er widmet sich den Personen und Strukturen journalistischer Produktion ebenso wie Inhalten, Bildern und Formaten medialer Texte und deren Rezeption. Dabei spielen die ›klassischen Medien‹ – Print, Rundfunk, Film – ebenso eine Rolle wie digitale und interaktive Medien.

Wie ist der Band strukturiert?

Das Buch hat drei Teile, die logisch aufeinander aufbauen: Der *erste Teil* behandelt zentrale Theorien und Konzepte der Geschlechterforschung und der Gender Media Studies – unter Rückgriff auf internationale Literatur. Darin werden zunächst vier theoretische Konzepte der Geschlechterforschung unterschieden, die das Buch auch im weiteren Verlauf strukturieren. Es wird gezeigt, welche Theorien der Geschlechterforschung sich für welche Erkenntnisinteressen und Forschungsfragen eignen, um das Verhältnis von Geschlecht und Medien zu verstehen. Daran anschließend werden zentrale Arbeitsfelder der Gender Media Studies und grundlegende theoretische Debatten vorgestellt.

Der *zweite Teil* ist anhand der zentralen Arbeitsfelder von Medienproduktion, Medientext und Medienhandeln gegliedert. Hier diskutieren wir die Ergebnisse einzelner Studien und reflektieren die methodischen Grundlagen. Im Rückbezug auf die im ersten Teil eingeführten Theoriemodelle wird das Verhältnis von Erkenntnis-

interesse und empirischem Ertrag diskutiert. Damit wird sichtbar, in welcher Weise die Geschlechterforschung einen produktiven Beitrag zum Verständnis medialer und öffentlicher Kommunikation leistet. Hier konzentriert sich unsere Darstellung auf den aktuellen Forschungsstand im deutschsprachigen Raum.

Der *dritte Teil* zeigt ausgewählte Forschungsfelder in ihrer konkreten Umsetzung mit stärker didaktischer Ausrichtung. Wie gestaltet sich Forschung in Gender Media Studies? Zwei Medientextanalysen und eine Form der Publikumsforschung bieten einen Einblick in Forschungsdesign und -praxis. Zwei der hier vorgestellten Studien gehen auf unsere eigene Forschungsarbeit zurück, die wir hier hinsichtlich ihrer methodischen Vorgehensweise offenlegen. Übungsaufgaben, die zum eigenständigen Forschen anregen sollen, ergänzen die vorgestellten Projekte.

Wen spricht das Buch an und wie ist es gestaltet?

Das Buch richtet sich an alle Studierenden, die sich für den Zusammenhang von ›Geschlecht und Medien‹ interessieren. Es ist zuallererst für Studierende der Kommunikations- und Medienwissenschaft geschrieben, die sich mit dem Forschungsfeld auseinandersetzen wollen. Es richtet sich aber auch an Studierende der Geschlechterforschung, der Soziologie, der Politik- oder der Erziehungswissenschaften, die dem Thema nahestehen. Um den Einstieg in dieses durchaus komplexe Forschungsfeld zu erleichtern, das Kommunikationswissenschaft, Medienwissenschaft und Geschlechterforschung verbindet, enthält der Band Textkästen mit Definitionen und vertiefenden Erklärungen. Am Ende jedes Teilkapitels finden sich einige weiterführende Literaturangaben, mit denen das zuvor Gelesene gezielt vertieft werden kann.

Teil I: Theorien und Konzepte

Im ersten Teil werden zum Einstieg zentrale Theorien und Begriffe zum Verständnis von Geschlecht und Medien erläutert. Hier werden wesentliche soziologische und kulturwissenschaftliche Theorieansätze der Geschlechterforschung vorgestellt und für das Verständnis von Medien und Kommunikation nutzbar gemacht. Zudem wird eine theoriegeleitete Systematik vorgestellt, innerhalb derer sich verschiedene Ansätze verorten lassen. Die Entwicklung der deutschsprachigen Gender Media Studies wird anhand grundlegender Problemfelder und ausgewählter Arbeiten dargestellt (Kapitel 1). Originäre Theoriebildung liefert die kommunikations- und medienwissenschaftliche Geschlechterforschung in zwei Themenkomplexen: Das Verständnis von Medienkulturen ist maßgeblich durch eine reflektierte Auseinandersetzung mit den ihr zugrunde liegenden und von ihr gestalteten Geschlechterverhältnissen und -identitäten geprägt (Kapitel 2). Hier werden die zentralen Arbeitsfelder der Gender Media Studies (Produktion, Medientext, Medienhandeln, Regulation) entwickelt. Zentrale Bezugspunkte stellen dabei der Ansatz der Cultural Studies sowie die feministische Filmtheorie dar. Abschließend wird die Relevanz virtueller Räume für die Herstellung und Ausgestaltung von Geschlecht diskutiert. Die Analyse des Verhältnisses von Privatheit und Öffentlichkeit sowie weitergehend die Reflexion von gesellschaftlicher Teilhabe bedürfen historisch wie aktuell einer geschlechtertheoretischen Perspektive, um Formen des Ein- und Ausschlusses, der Teilhabe an und Exklusion aus der Gesellschaft angemessen zu erfassen. Dazu werden im Kapitel 3 öffentlichkeitstheoretische Überlegungen der Geschlechterforschung diskutiert und das Konzept Cultural Citizenship eingeführt.

I Gender – Media – Studies

Geschlecht ist zu einer zentralen Kategorie der Sozial- und Kulturwissenschaften geworden. Ein Verstehen der sozialen und kulturellen Struktur der Welt ist ohne ein Verständnis der Geschlechter und ihrer Positionierungen in dieser Welt längst nicht mehr angemessen möglich. Medien und öffentliche Kommunikation haben einen maßgeblichen Anteil daran, welche Bilder von Geschlechtern, vom ›Mannsein‹ und ›Frausein‹, vom lesbischen, schwulen, bi- oder transsexuellen Leben in vergeschlechtlichten Körpern existieren. Diese Bilder werden wirkmächtig – in unseren Köpfen und Körpern, in gesellschaftlichen Strukturen und Diskursen. In, mit und durch Medien werden Unterscheidungen öffentlich hergestellt – die Unterscheidung zwischen den Geschlechtern steht dabei im Mittelpunkt, sie liefert zugleich das analytische Werkzeug, um andere Mechanismen des Unterscheidens (nach sexuellem Begehren, Klasse, Alter oder Religion) zu erfassen und in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung zu verstehen. Die Unterscheidung zwischen Wichtigem und Randständigem, Seriösem und Triviale, Sichtbarem und Nichtgesehenem ist oftmals implizit geschlechtsgebunden. In Mediendiskursen findet gemeinsame Verständigung darüber statt, welches Handeln als angemessen, welches als irritierend, provozierend oder grenzüberschreitend wahrgenommen wird. Medien können Geschlechternormen verstärken, sie können zugleich den symbolischen Raum bilden, in dem neue, veränderte Praktiken des Doing Gender Gestalt annehmen. Unsere Mediennutzung im Alltag ist Ausdruck geschlechtsgebundenen Verhaltens. Veränderte Kommunikationsmodi in digitalen Netzwerkmedien können auch mit veränderten Praktiken des Geschlechterhandelns einhergehen. Die sozial- und kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung hat analytische Modelle entwickelt, um das Entstehen, die Fortschreibung und die Veränderung von Geschlechterstrukturen und Geschlechterverhältnissen zu beschreiben und zu erklären. In der Kommunikations- und Medienwissenschaft liegt das Augenmerk auf der Bedeutung von Geschlecht in Prozessen öffentlicher und medialer Kommunikation. Mit dem englischen Begriff der Gender Media Studies ist diese analytische Perspektive prägnant gefasst.

I.1 Einführung in die Geschlechterforschung

Innerhalb der Sozial- und Kulturwissenschaften beschreibt die Geschlechterforschung ein interdisziplinäres, erkenntniskritisches Projekt, mit dem keineswegs ein geschlossenes Denkgebäude bezeichnet wird. Sie umfasst vielmehr eine Vielzahl von theoretischen und empirischen Perspektiven. Gemeinsam ist ihnen, dass sie Geschlecht und soziale Geschlechterverhältnisse als konstitutive Bestandteile von Gesellschaft verstehen. Für das Verständnis von oben und unten, von innen und außen, von Zentrum und Peripherie ist die Analyse von Geschlechterverhältnissen eine wesentliche Erkenntnisperspektive. Nicht immer ist Geschlecht *das* bedeutsamste Differenzmerkmal, aber es ist mit anderen Formen der gesellschaftlichen Differenzierung verknüpft und wird mit diesen gemeinsam wirksam. Kulturelle Bedeutungsstiftung wird durch Geschlechterdifferenz organisiert. Auf der Mikroebene der handelnden Subjekte ebenso wie in organisatorischen Strukturen (Mesoebene) oder auf der Makroebene der Gesellschaft wird Sinn durch Geschlechterdifferenz strukturiert. Diese Struktur ist unhintergebar und deshalb jeglicher kulturellen Bedeutung hinterlegt. Damit ist die Analyse von Geschlechterstrukturen notwendiger Bestandteil jeglicher Analyse von kulturellen und sozialen Formationen. So lassen sich Unterschiede (auch) entlang von Geschlechterstrukturen erklären. In der Forschung werden die Entstehung ungleicher Geschlechterverhältnisse und die Mechanismen der Unterscheidung nach Geschlecht untersucht. Wir begeben uns auf die Suche nach ihren aktuellen oder historischen Ausdrucksformen, nach Wandlungsprozessen und Brüchen. Zentrale Fragen sind: Wie werden stets aufs Neue Form und Gestalt, Praktiken und Normen anhand von Geschlechterstrukturen etabliert? Wie ist es zugleich möglich, dass die Vorstellungen und Ausdrucksformen von Geschlecht im Wandel sind? In welcher Weise stellen Gesellschaften Symbole und Strukturen her, innerhalb derer wir Männer und Frauen identifizieren?

Geschlecht – Geschlechterkörper – Geschlechteridentitäten

Der deutsche Begriff Geschlecht umfasst den Geschlechterkörper und die Geschlechteridentitäten. Als Geschlechterkörper werden die Deutung und Darstellung von Körpern als geschlechtliche bezeichnet, etwa durch Medien, Medizin, Institutionen, andere Menschen oder sich selbst. Geschlechteridentitäten sind die Vorstellungen von sich selbst als geschlechtlichem Wesen – also das geschlechtliche Selbst (vgl. Ernst 2002: 34).

Dem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse eigen ist dabei zugleich ein kritisch gestaltender Impuls. Als interventionistisches Projekt analysiert Geschlechterforschung Geschlechterverhältnisse als gesellschaftliche Machtverhältnisse, um Ungleichheiten sichtbar zu machen und Veränderungen zu ermöglichen. Hier zeigen sich Gender Studies als Fortsetzung jenes feministischen Projektes wissenschaftlicher Kritik, das in den 1970er- und 1980er-Jahren im Kontext der zweiten Frauenbewegung entstanden ist. Interventionen als mögliche gesellschaftliche Veränderungen müssen sich nicht direkt in praktisch-politischem Handeln ausdrücken (Demonstration, Boykott o. Ä.).

Feminismus

Feminismus bezeichnet nicht nur historisch und kulturell spezifische politische Praxen und Bewegungen, sondern zugleich ein akademisches Projekt mit verschiedenen wissenschaftlichen Theorien und Perspektiven. Der Terminus bezeichnet somit ein »Ensemble von Debatten, kritischen Erkenntnissen, sozialen Kämpfen und emanzipatorischen Bewegungen« (Hennessy 2003: 155).

Als interventionistisch lässt sich kritisches Denken auch da begreifen, wo es dazu auffordert, tradierte Bilder und Modelle infrage zu stellen. Die Verbindung zu den Queer Studies verstärkt diesen interventionistischen Impuls. Der Begriff *queer*, der so viel wie sonderbar, seltsam bedeutet, erfuhr eine kritische Umarbeitung. Die Geschlechterforschung entstand in den 1990er-Jahren aus den Formen der Frauenforschung, sie hat dabei die Sicht von der Besonderheit und Ungleichbehandlung der Frauen auf das Entstehen und Gestalten von Geschlecht (männlichem wie weiblichem) verändert. Die Tradition der Queer Studies, die in Auseinandersetzung mit und Fortführung von lesbischer, schwuler und feministischer Forschung und Bewegung steht, setzt an der kritischen Auseinandersetzung mit der Heterosexualität als Norm ein.

Queer

Queer bedeutet im ursprünglichen Wortsinn so viel wie verrückt, sonderbar, seltsam. Der Begriff wurde im englischen Sprachgebrauch zunächst als abwertende Bezeichnung für sexuell minorisierte Gruppen wie Schwule und Lesben benutzt, in den frühen 1990er-Jahren aber umgedeutet und als positive (Selbst)Bezeichnung eingesetzt. Als politischer Begriff ist Queer keine Identitätskategorie, sondern er fungiert als eine Kritik an solchen Identitätspolitikern. Queer bezieht sich nicht nur auf ein politisches, sondern auch auf ein akademisches Projekt: Queer Theory bzw. Queer Studies.

Zugrunde liegt die gemeinsame Erkenntnis, dass Geschlechterverhältnisse Ausdruck und Folge sozialer Praktiken sind. Mit dem Begriffspaar *sex* und *gender* steht seit den 1970er-Jahren das begriffliche Instrumentarium zur Verfügung, um Aspekte des biologischen Geschlechts von denen des sozial-kulturellen Geschlechts zu unterscheiden. Der Begriff Geschlechterforschung verweist auf das Bewusstsein dieser Differenz und markiert Geschlechterverhältnisse als historisch, sozial und kulturell hergestellte und wandelbare. Die Unterscheidung zwischen biologischer und sozial-kultureller Differenz war erforderlich, um Normen und Praktiken als historisch gebundene und wandlungsfähige zu erkennen. Mit der *sex-gender*-Unterscheidung wurde das biologische Geschlecht (*sex*) als essenziell begriffen. Ihm gegenübergestellt erschien das sozial-kulturelle Geschlecht (*gender*) als ›gemacht‹. Eine bekannte Kritikerin dieser *sex-gender*-Unterscheidung ist im deutschsprachigen Raum die US-amerikanische Philosophin Judith Butler (als Einführung in ihr Denken vgl. Paul-Irene Villa 2012). Sie schreibt über die *sex-gender*-Unterscheidung: »Ursprünglich erfunden, um die Formel ›Biologie ist Schicksal‹ anzufechten, soll diese Unterscheidung das Argument stützen, dass die Geschlechtsidentität eine kulturelle Konstruktion ist, unabhängig davon, welche biologische Bestimmtheit dem Geschlecht weiterhin hartnäckig anhaften mag« (Butler 1998: 22). Nach Butler (1991: 23 f.) sei auch das biologische Geschlecht (*sex*) eine Konstruktion, die durch verschiedene wissenschaftliche und kulturelle Diskurse hervorgebracht werde. Wenn der scheinbar natürliche Geschlechtskörper (*sex*) aber gar keine biologische Gegebenheit sei, sondern wie *gender* eine soziokulturelle Konstruktion, dann verliere nach Butler die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* ihren Sinn. Bereits zuvor haben z. B. sozialkonstruktivistische und ethnomethodologische Ansätze eine ›Natur der Zweigeschlechtlichkeit‹ zurückgewiesen. Kritisiert wird das Alltagswissen von der Dualität (Frau versus Mann), Naturhaftigkeit (von der Natur vorgegeben) und Konstanz (festgelegt und unveränderlich) von Geschlecht (vgl. Kessler/McKenna 1978: 113 f.,

Hagemann-White 1984). Doch in kritischer Auseinandersetzung mit diesen konstruktivistischen Perspektiven wurde wiederum die Bedeutung des Körpers, die Leiblichkeit des Geschlechts herausgearbeitet. Heute gilt es, Geschlecht im Spannungsverhältnis von diskursiver Herstellung und Verkörperung zu begreifen und in seiner Relevanz für die Konstituierung gesellschaftlicher Machtverhältnisse zu verstehen.

Geschlechterforschung beschäftigt sich in der Folge mit der Frage, wie Geschlecht (neben anderen Differenzkategorien) immer wieder gesellschaftlich strukturierend wirksam wird. Kultur- und sozialwissenschaftlich gilt es dabei zu identifizieren, wie in historisch gebundenen, sozialen Praktiken Sinn hergestellt wird, der auch in Körpern seinen Ausdruck findet. Wie, so gilt es zu fragen, wird die Dichotomie von Mann und Frau, das System der Zweigeschlechtlichkeit konstitutiv wirksam? Wie wird Geschlecht (neben anderen Differenzmerkmalen) immer wieder zu einer gesellschaftlich strukturierenden Kategorie? Wie wird Geschlechterdifferenz fortlaufend kulturell reproduziert?

System der Zweigeschlechtlichkeit

Es beruht auf der Naturhaftigkeit, Dualität und Konstanz der zwei Geschlechter. In diesem System ist kein Denken außerhalb der Zweigeschlechtlichkeit möglich (vgl. Kessler/McKenna 1978, Hagemann-White 1984).

Diese Erkenntnisperspektive hat grundlegende Folgen auch für den Prozess des Erkennens selbst: Denn auch dieser – der Weg des Forschens und Analysierens – ist im sozialen Gefüge der Universität und dem intellektuellen Gefüge von Wissenschaft durch vergeschlechtlichte Strukturen geprägt. Die Idee und das Ideal von wissenschaftlicher Erkenntnis sind vergeschlechtlicht. Theoretische Modelle, methodische Herangehensweisen und erkenntnistheoretische Prämissen greifen in ihrer historischen Genese auf Geschlechterstrukturen zurück – zumeist ohne dies bewusst zu reflektieren. Die fortlaufende Selbstreflexion der Forschenden ist deshalb konstitutiv für einen kritischen Erkenntnisprozess. Das Verständnis vom forschenden Subjekt und seinem Verhältnis zum Erkenntnisgegenstand ist in der Geschlechterforschung beständiger Revision unterworfen. Mit der Geschlechterforschung ist deshalb strukturell stets Wissenschaftskritik verbunden (vgl. Harding 1990).

Theoretische Perspektiven der Geschlechterforschung

Die Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum hat ihre Ursprünge in den Formen der Frauenforschung, die in den 1970er-Jahren als akademische Auseinandersetzung parallel zur Entwicklung der zweiten Frauenbewegung entstand (vgl. Brück et al. 1992). Zentraler Impuls war das Sichtbarmachen von Leistungen und Problemlagen von Frauen in der akademischen Forschung sowie das Markieren der ›blinden Flecken‹, die mit einer vermeintlich geschlechtsneutralen Forschung einhergingen. Ob in der Medizin, in der Geschichtswissenschaft oder in der Ökonomie – das Fragen nach den Leistungen und Beiträgen von Frauen sowie das Revidieren von ›neutralen‹ Analysen als geschlechterblinde Forschung führte zu einer Vielzahl empirischer und theoretischer Arbeiten. In dieser Zeit nahmen soziologische, erziehungswissenschaftliche und historische Studien den größten Raum ein. Wissenschaftliches und zugleich politisches Ziel war es, Ungleichbehandlungen zwischen Männern und Frauen sichtbar zu machen – auf dem Arbeitsmarkt, im Bildungssystem, in häuslichen Beziehungen. Die Analyse gesellschaftlicher Strukturen als Geschlechterhierarchie findet ihren Ausdruck in der Patriarchatskritik (vgl. Gerhard 1990). Die Unterdrückung durch den Mann – als eigenständige Form gesellschaftlicher Ungleichheit neben z. B. Klassenunterschieden – wird als Ursache für ungleiche Bezahlung, häusliche Gewalt oder sexistische öffentliche Darstellungen identifiziert. Auf dieser Analyse fußen Forderungen nach gleichwertiger Teilhabe, gleicher Bezahlung, gleicher Sichtbarkeit von Frauen wie Männern. Unter der Bezeichnung *Gleichheitsansatz* wird dem Konzept, seinen erkenntnistheoretischen Prämissen und der konkreten Ausgestaltung im Feld von Medien und Öffentlichkeit weiter unten detaillierter nachgegangen.

Gleichheitsansatz

Der Gleichheitsansatz als theoretisches Konzept der Geschlechterforschung zielt auf die Analyse der Ungleichbehandlung von Frauen ab. Historisch auf einem liberalen Politikverständnis basierend, zielt er auf Gleichberechtigung von Frauen und Männern, ohne darüber hinaus gesellschaftliche Machtverhältnisse infrage zu stellen.

Die Forderung nach Gleichstellung von Frauen und Männern knüpft an demokratietheoretische Ideale von Gleichheit an, macht damit aber – so wurde schon bald kritisch bemerkt – historisch männlich geprägte Entwürfe von Arbeitswelt, Öffent-

lichkeit oder »Normalbiografie« zum allgemeinen Maßstab. Die Teilhabe von Frauen verbleibt damit in Strukturen, die bereits vorab geschlechtlich geprägt sind. Insbesondere Soziologinnen verwiesen auf den »weiblichen Lebenszusammenhang« (Prokop 1976), auf spezifische Lebensformen, Praktiken des Alltags, Arbeiten jenseits der Erwerbstätigkeit, die im schlichten Abgleich mit männlichen Biografien als Norm keinen Ausdruck finden. Die Auseinandersetzung um spezifische Ausdrucksformen, Praktiken und Lebensweisen von Frauen war damit eröffnet. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht nicht länger die gleiche Teilhabe von Männern und Frauen, sondern die spezifischen Potenziale und Leistungen »des Weiblichen«. Im *Differenzansatz* rücken sozial-emotionale, biografische und biologische Besonderheiten von Frauen in den Fokus der Analyse. Fragen nach einem »weiblichen Schreiben« (Keil 1992) werden damit ebenso gestellt wie die nach einer weiblichen Moral der Fürsorge (vgl. Gilligan 1984).

Differenzansatz

Der differenztheoretische Ansatz der Geschlechterforschung untersucht die unterschiedlichen Lebens- und Handlungsweisen von Männern und Frauen. Ausgehend von geschlechtsgebundenen Unterschieden rückt er das Augenmerk auf die spezifischen Leistungen und Potenziale derer, die von der herrschenden Ordnung abweichen. Das kritische Potenzial dieses Ansatzes besteht in seiner strukturanalytischen Perspektive: Die Geschlechterordnung wird als hierarchische Ordnung identifiziert, die Ungleichheitsverhältnisse herstellt.

Diese differenztheoretische Annahme beruht auf einem essentialistischen Verständnis von Geschlecht: Frauen *sind* fürsorglich, kommunikativ oder teamfähig. Diese Differenz ist ihnen, wenn nicht qua Biologie, so doch qua historisch-gesellschaftlicher Sozialisation eigen. Der differenztheoretische Ansatz eröffnet trotz dieses essentialistischen Verständnisses jedoch die Option auf weitere Unterscheidungen. Denn insbesondere im US-amerikanischen Diskurs wurde Kritik laut an einem generalisierenden Verständnis von »der Frau«. Afroamerikanische Feministinnen – innerhalb wie außerhalb der Wissenschaft – machten deutlich, dass zumeist das Bild einer weißen Mittelschichtsfrau zugrunde liegt, wenn über den »weiblichen Lebenszusammenhang« gesprochen wird (hooks 1981). Nicht *die Frauen* konstituierten eine kollektive Identität, sondern Differenzen qua Geschlecht seien auf vielfältige Weise verbunden und verwoben mit anderen Mustern von Differenz und Ungleichheit – qua Klasse, Ethnizität, sexueller Orientierung oder Alter. Unter dem Begriff der *In-*

tersektionalität werden diese »Achsen der Differenz« (Knapp/Wetterer 2003) theoretisch und empirisch in der Geschlechterforschung thematisiert. Dabei *kann* das Geschlecht die relevante Leitdifferenzierung sein, muss es aber nicht. Je nach Problemstellung, Problemzusammenhang und Analyseperspektive können Differenzen qua Ethnizität oder Bildungsressourcen im Einzelfall mehr Erklärungspotenzial bieten als die Differenz qua Geschlecht. Entscheidend ist, dass das erkenntnistheoretische und methodologische Repertoire der Geschlechterforschung als »Grundlagenforschung zu kulturellen Differenzierungen« (Hirschauer 2003) Einsichten in die Praktiken und Prozesse der Unterscheidungen erlaubt, denen stets gesellschaftliche Ordnungen eingeschrieben sind.

Intersektionalität

Der Begriff bezeichnet die Verwobenheit und das Zusammenwirken verschiedener Differenzkategorien (Geschlecht, Klasse, Ethnizität, Religion oder sexuelle Orientierung) sowie unterschiedlicher Dimensionen sozialer Ungleichheit und Herrschaft (vgl. Winker/Degele 2009).

Mit diesen Differenzierungen hat die Geschlechterforschung den paradigmatischen Wechsel in *(de)konstruktive Konzepte* vollzogen. Geschlecht wird dabei nicht länger essenzialistisch als Wesensmerkmal von Personen begriffen, das wir *haben*. Stattdessen wird Geschlecht sichtbar und analysierbar als spezifische historisch und kulturell gewachsene Praxis, als etwas, das wir fortlaufend *tun*. Die sozial-kulturell konstruierte Differenz der Zweigeschlechtlichkeit zeigt sich damit als dynamisches Konstrukt, das je nach gesellschaftlichem Bedarf, Normenrepertoire oder Ressourcen wandlungsfähig ist. Sichtbar werde dies am Wandel spezifischer Professionen von einem Männer- zu einem Frauenberuf (vgl. Wetterer 2002), an historisch sich wandelnden Konzepten von Mütterlichkeit oder der visuellen Ausdrucksformen von Männlichkeit und Weiblichkeit (vgl. Wenk 1996). Geschlechterdifferenz ist damit von einer sozialen Unterscheidung zu einer Differenz symbolischer Zeichen geworden. Gefragt wird nicht mehr (vorrangig) nach dem unterschiedlichen Handeln von Männern und Frauen, nach seinen Ursachen und Effekten. In den Mittelpunkt rückt stattdessen kulturwissenschaftlich die Identifikation und Rekonstruktion von Differenzierungen als geschlechtlich markierte. Wie werden unterschiedliche soziale Praktiken auf die Differenzierung männlich/weiblich zurückgeführt? Wie also wird das System der Zweigeschlechtlichkeit fortlaufend wiederhergestellt? Diese *(de)konstruktive* Wende hat nachhaltige Folgen für die wissenschaftliche und die politi-

sche Entwicklung der Geschlechterforschung. Erkenntnistheoretisch bildet sie die Grundlage, um Geschlechterforschung tatsächlich transdisziplinär zu konturieren. Die Frage nach den Praktiken zur Herstellung der Geschlechterdifferenz und seiner Bedeutung wird zur Leitfrage von GeschlechterforscherInnen in Sozial- und Kulturwissenschaften. Mit dieser wissenschaftlichen Konturierung geht allerdings ein Verlust alltagsweltlicher Nähe und unmittelbar politischer Handlungsrelevanz einher. (De)konstruktive Geschlechterforschung lässt sich nicht unmittelbar in politische Forderungen umsetzen. Das Verhältnis zwischen akademischer Forschung und gleichstellungspolitischer Relevanz wird deshalb fortlaufend (selbst)kritisch reflektiert (vgl. Klaus/Lünenborg 2011).

Seit der Etablierung (de)konstruktiver Analysemodelle in den Gender Studies seit den 1990er-Jahren hat eine Ausdifferenzierung stattgefunden, die bis heute andauert. An dieser Stelle soll in Anlehnung an Nina Degele (2008: 15 ff.) und Andrea Maihofer (2004) in den soziologisch fundierten Gender Studies zwischen zwei Ausprägungen unterschieden werden, die auch in den Gender Media Studies Relevanz gewonnen haben. Mit dem *interaktionistischen Konstruktivismus* werden jene Konzepte bezeichnet, die sich auf empirischer Ebene mit der Analyse des Doing Gender, der Ausgestaltung von Zweigeschlechtlichkeit in sozialen Praxen befasst.

Doing Gender

Der Begriff weist darauf hin, dass Geschlecht nicht etwas ist, was Menschen haben, sondern etwas, was sie tun, was sie alltäglich aufführen und darstellen. Damit wird das Prozesshafte des Handelns betont.

Überwiegend auf der Mikroebene werden Interaktionen empirisch beobachtet und analysiert. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, wie (geschlechtsgebundene) Identitäten, Körper und Praktiken hergestellt und bedeutsam gemacht werden. Anknüpfend an ethnomethodologische Ansätze wurden Praktiken der Grenzüberschreitung (bei Transsexuellen und Transvestiten) analysiert, um auf dieser Grundlage den kulturellen Sinn von Zweigeschlechtlichkeit infrage zu stellen (vgl. Kessler/McKenna 1978, Goffman 1977, Garfinkel 1967). In der Fortschreibung dieses Ansatzes werden professionelle *gender switches*, also der Wechsel einer Profession von einer vormalig männlichen zu einer weiblichen (oder – seltener – andersherum) untersucht. Welche veränderten Bedeutungszuschreibungen setzen bei diesem Wechsel ein? Wie wird Handeln als männlich oder weiblich gerahmt? Im Fokus des interaktionistischen Konstruktivismus steht jedoch primär die individuelle Perspektive des Han-

delns und seiner Deutungen. Strukturelle Rahmungen und damit gesellschaftstheoretische Erklärungen rücken an den Rand.

Interaktionistischer Konstruktivismus

Der interaktionistische Konstruktivismus analysiert, wie Zweigeschlechtlichkeit in sozialen Praxen hergestellt wird. Er identifiziert Formen des Doing Gender, die dem sozialen und symbolischen Handeln eingeschrieben sind. Primär wird auf der Mikroebene der handelnden Subjekte empirisch untersucht, wie die symbolische Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit hergestellt, fortgeschrieben und herausgefordert wird.

Mit dem Rückgriff auf poststrukturalistische Theorien insbesondere von Michel Foucault und Jaques Derrida lässt sich das Konzept der *diskurstheoretischen Dekonstruktion* in der Geschlechterforschung kennzeichnen. Eine zentrale Rolle spielt hier die US-amerikanische Theoretikerin Judith Butler. Butler geht, wie bereits erwähnt, davon aus, dass weder das, was wir gemeinhin das soziale Geschlecht (*gender*) nennen, noch das, was wir als vermeintlich biologisches Geschlecht (*sex*) kennen, eine natürliche Größe ist. Mit der Annahme einer Performativität von Geschlecht betont sie, dass Geschlecht durch Sprache und Handlungen in gesellschaftlichen Diskursen hervorgebracht wird. Geschlecht kann somit als ein ständiges Wiederholen von bereits bestehenden Normen, Diskursen und Konventionen verstanden werden. Performative Praxen stellen Geschlechterunterscheidungen fortlaufend her, die erst durch entsprechende Interpretation sozial wirksam werden (siehe weiterführend Kapitel 5).

Butlers Plädoyer für den konstitutiven Zusammenhang zwischen Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität eröffnet auch den Raum für Konzepte der Queer Studies. Zeigt sie doch, wie Geschlecht innerhalb einer »heterosexuellen Matrix« (Butler 1991: 63) hervorgebracht wird. Wie auch andere Geschlechterforscherinnen bezweifelt Butler eine Kohärenz zwischen Körper, Geschlechtsidentität und Begehren. Zwischen diesen Kategorien bestehen »keine direkten, etwas »ausdrückenden« oder kausalen Verbindungen« (Butler 1996: 31). Der Begriff der heterosexuellen Matrix bezieht sich also auf die Verschränkung von *sex*, *gender* und Begehren als Zwangsordnung. So wird einem vermeintlich natürlichen männlichen Körper eine männliche Identität und ein Begehren nach Frauen zugewiesen. In dieser Logik stabilisiert die Heterosexualität, also das sexuelle Begehren nach dem (eindeutig) anderen Geschlecht, die Zwei-Geschlechter-Ordnung. Butler hat dies als Theorie ent-